



## Autobiographische Reflexionen zur Zeitgeschichte

Steffen Bruendel

Kann man „aus der Geschichte“ lernen? Diese Frage wird oft – gerade auch anlässlich aktueller Konflikte – gestellt. Dabei gibt es „die Geschichte“ gar nicht. Gemeint ist die Geschichtsschreibung, aber diese ändert sich in dem Maße, wie ihre Kontextbedingungen sich wandeln. Denn auch der Historiker ist ein „Zoon politikon“ (Aristoteles), also als soziales, politisches Wesen in die Gesellschaft eingebettet, in der er lebt. Er ist – ob ihren Wertvorstellungen verhaftet oder gegen sie rebellierend – stets ein Kind seiner Zeit. In dieser Hinsicht unterscheidet sich der Historiker nicht von seinen Mitmenschen. Denn auch das kommunikativ bzw. medial vermittelte „kollektive Gedächtnis“ (Maurice Halbwachs) einer Gesellschaft verändert sich im Laufe der Zeit.

Wer die „Wissenschaft als Beruf“ (Max Weber) im Sinne einer Berufung ernst nimmt, muss sich (selbst) kritisch mit seinem Untersuchungsgegenstand und den eigenen Analyseansätzen auseinandersetzen. Für die Geisteswissenschaften gilt dies in besonderem Maße. Behauptete der Historiker Leopold von Ranke 1854 noch, dass jede Epoche „unmittelbar zu Gott“ und damit nur aus sich heraus zu verstehen sei, hat der bis heute in der Geschichtswissenschaft hochgeschätzte Soziologe Max Weber schon 50 Jahre später, in seinem Aufsatz über „Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“ von 1904, dargelegt, dass es „objektiv gültige Wahrheiten“ nicht gibt, Wissenschaft nicht werturteilsfrei sei: „Denn auch die Erkenntnis der sichersten Sätze unseres theoretischen [...] Wissens ist, ebenso wie die Schärfung und Verfeinerung des Gewissens, erst Produkt der Kultur.“

Es geht also dem Historiker um die Entwicklung und Darlegung eigener Fragestellungen und Erkenntnisinteressen, mit denen er einen historischen Gegenstand erforscht. Nicht allein geschichtliche Ereignisse oder Personen bzw. eine quellenkritische Analyse derselben sollten sein Interesse wecken, sondern vielmehr eine theoriebasierte und methodengestützte Herangehensweise. Die „Bielefelder Schule“, von der auch ich in meinem Studium geprägt wurde, hatte diesen Anspruch schon in den 1970er Jahren zu ihrem Markenzeichen erhoben. Inzwischen ist er – wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung – längst zum Kennzeichen jeder anspruchsvollen Geschichtsschreibung geworden. Methodisch auf Ansätze aus den Geistes-, Sozial-, Kunst- und Kulturwissenschaften zurückzugreifen, ist nicht nur intellektuell anregend, sondern schärft zugleich die eigene Fragestellung, mit der man sich einem Untersuchungsgegenstand nähert. Das Forschungszentrum Historische Geisteswissenschaften der Frankfurter Goethe-Universität begünstigt durch seine transdisziplinäre Organisations- und Mitgliederstruktur in besonderer Weise das Aufgreifen von Forschungsansätzen angrenzender Fachdisziplinen.

Inhaltlich interessieren mich als Zeithistoriker besonders die welthistorischen Umbrüche, welche die zurückliegenden zwei Jahrhunderte geprägt haben. Mit Blick auf das 20. Jahrhundert nimmt der Erste Weltkrieg eine Schlüsselposition ein als „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George F. Kennan), und zwar gerade hinsichtlich der Verflechtung gewaltförmiger Auseinandersetzungen mit gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen in Kriegs- und Nachkriegszeiten. Diese Verflechtung ist symbolpolitisch sowie für Erinnerungskulturen bedeutsam, weil normative Orientierungen oft auf historische Erfahrungen und historisches Wissen gründen. Aktuelle Entwicklungen verweisen auf ihre historischen Wurzeln und aktivieren das komplexe und widersprüchliche, jedenfalls vielschichtige Nachgedächtnis des Ersten Weltkriegs.

So markiert das Jahr 2013 den Zerfall der nach dem Ersten Weltkrieg im Nahen und Mittleren Osten geschaffenen Ordnung. Ließen schon der Balkankrieg der 1990er Jahre und die unterschiedlichen Reaktionen der europäischen Staaten die Mächtekonstellation von 1914 durchscheinen, so scheint die Auflösung von Staaten wie Syrien und Irak erneut wie ein Echo aus der Zeit von vor 100 Jahren. Die sogenannte Brutalisierungsdebatte in den Geschichtswissenschaften geht dementsprechend von einer vom Ersten Weltkrieg ausgelösten „Kettenreaktion“ (Hannah Arendt) aus, was auch die Konzepte des „europäischen Bürgerkriegs“ oder des „Zweiten Dreißigjährigen Krieges“ illustrieren, die beide Weltkriege des 20. Jahrhunderts umfassen. Als „Zeitalter der Extreme“ (Eric Hobsbawm) wurde gar der gesamte Zeitraum von 1914 bis 1991 bezeichnet. Schließlich ist auf die mit dem „Großen Krieg“ von 1914-1918 verbundenen Bildervorräte des Schreckens zu verweisen, die in jüngerer Zeit verstärkt ein kunst-, kultur- und auch mediengeschichtliches Interesse geweckt haben.

All das macht den Ersten Weltkrieg zu einem besonders spannenden Forschungsfeld, und deshalb widme ich ihm meine besondere Aufmerksamkeit. Das Zentenargedenken 2014 hat gezeigt, dass diese „Urkatastrophe“ nun auch in Deutschland wieder stärker wahrgenommen wird, nachdem die kollektive Erinnerung an sie lange Zeit vom Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust überlagert wurde.

Aber auch die Neuen Sozialen Bewegungen der 1960er Jahre haben Veränderungen bewirkt, die erst seit den späten 1990er Jahren erkannt und gewürdigt werden. Noch immer gelten die meist von Studierenden ausgehenden Massenproteste als lediglich popkulturelle Revolte, als kurzlebiges karnevaleskes Ereignis. Diese Sicht negiert die eminent politischen Vorstellungen und Ziele der Protestierenden, die nichts weniger als eine neue Gesellschaftsordnung anstrebten. Dies kann auch für das Protest Movement of 1968 in Britannien gezeigt werden, wo die Protestbewegung zwar kleiner war als in Westdeutschland oder Frankreich, aber früher begann und mit Blick auf die Commonwealth-Staaten weitaus globaler dachte.

Für die neuere spanische Geschichte gilt schließlich der Bürgerkrieg von 1936 bis 1939 als das Zentralereignis, welches – gerade auch wegen der auf den Bürgerkrieg folgenden Jahrzehnte der Franco-Diktatur – das Historische Gedächtnis Spaniens noch immer spaltet. Die Fokussierung deutscher Zeithistoriker auf den Nationalsozialismus hat lange Zeit dazu geführt, den Franquismus als lediglich „autoritäre“ Herrschaftsform zu betrachten und zu vernachlässigen. Man konzentrierte sich vor allem auf die großen ideologischen Antipoden Hitler und Stalin. Es lassen sich aber bemerkenswerte strukturelle Parallelen zwischen den Diktaturen Francos und Hitlers aufzeigen, zumal sich der iberische Faschismus am deutschen und am italienischen orientierte, wobei letzterer wiederum Vorbild für Hitler war.

Allein anhand der Themen „Erster Weltkrieg“, „1968“ und „Franquismus“ lässt sich aufzeigen, wie stark verschiedene historische Ereignisse in die Gegenwart hineinwirken und das „kollektive Gedächtnis“ der jeweiligen Nationen beeinflussen. Dabei besteht stets ein Spannungsverhältnis zwischen den geschichtswissenschaftlichen Analysen und dem erinnerungspolitischen Umgang mit ihnen. Denn was erinnert werden soll und auf welche Weise dies zu geschehen hat, bestimmen demokratisch verfasste Gesellschaften im öffentlichen Diskurs. Es gibt ein Ringen um die Deutungshoheit, an dem sich unterschiedliche Interessengruppen beteiligen (Wissenschaftler, Gewerkschaften, Opferverbände, Veteranenvereine usw.). Dabei ist zu berücksichtigen, dass es im Schnitt 30 Jahre dauert, bis historiographische Erkenntnisse auch in Schulbüchern vermittelt werden.